Als U-Boots-Kommandant gegen England.

Von

Kapitänleutnant Günther Georg Freiherr von Forstner.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bald hatte er auf unsere Aufforderung hin seine Boote mit der Besatzung zu Wasser gelassen, die auf unser Geheiß zu uns gerudert kamen.

Kaum hatten die Leute ihr Leben in den Booten in Sicherheit gebracht, da fing der ganze Vorfall des Versenkens ihres Schiffes an, ihnen Spaß zu machen, sie hielten es für eine Art Sport.

Die Nebenumstände waren dieses Mal allerdings auch besonders günstig für eine gemütliche Auffassung des an sich so ernsten Vorfalles. Bei spiegelglatter See lachte die Frühlingssonne über dem ruhig daliegenden Weltmeere und brachte ihre wärmende Wirkung schon in sehr angenehmem Maß zur Geltung.

Kaum war der Kapitän des Dampfers nun bei uns angelangt, so bat er mich, ich möchte doch einmal mit ihm nach dem Vorderteil des Dampfers hinfahren, um die Löcher, die der tadellose Schuß in die Wände seines Kartenhauses geschlagen hatte, zu besichtigen. Die Granate wäre ihm dicht an den Ohren und ebenfalls dicht neben dem Ruder (Steuerrad des Schiffes) stehenden Matrosen vorbeigeflogen, ohne jedoch jemand zu verletzen. Da habe er sich bei so tadellosen Schießleistungen unsererseits doch gleich sagen müssen, daß es klüger wäre, nicht weiter die Flucht zu versuchen, weil der nächste Schuß ja schon zu leicht nicht nur wieder das Kartenhaus, sondern vielleicht ihn selbst oder seine Leute hätte treffen können. Er hielt sein Boot dann an unserer Bordwand fest, und wir fuhren zu unserem beiderseitigen Vergnügen mit nach vorne, um unseren guten Schuß zu bewundern. Einer der Schiffsoffiziere, dem einer meiner Leute zurief, daß sie froh sein könnten, nicht gleich durch einen Torpedoschuß versenkt und ertrunken zu sein, sagte darauf in dankbarer Anerkennung: „much better so!" und wollte uns einen Schluck aus der natürlich in seinem Boote nicht fehlenden „Whiskey-Buddel" nehmen lassen; daß wir hierfür jedoch dankten, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen. Ringsum war bei klarstem Wetter nichts weiter in Sicht, so konnten wir uns diesen Spaß schon einmal gönnen, unseren Schuß in Ruhe zu bewundern. Vorne angekommen, zeigte uns der Kapitän die Schußlöcher, wobei er, mit seinen Leuten in die Hände klatschend, immer wieder mit den Worten „a very good shot!" auf die von unserer Granate aufgerissenen Wände seines Kartenhauses in der Mitte der Kommandobrücke hinwies. Ja, der Kapitän gratulierte uns gewissermaßen noch zu der Kaperung des Schiffes, indem er sagte, „sein Dampfer sei so wertvoll, daß wir wohl noch nie zuvor einen gleich guten Fang gemacht hätten". Diesen Gedanken mußten wir ihm allerdings nehmen, denn zum Glück war vorher schon manche noch weit bessere Prise uns zum Opfer gefallen.

Das absolut glatte Wasser veranlaßte uns dann, Torpedos und Granaten zu sparen und es mit kleinen Sprengbomben zu versuchen.

Hierzu brauchten wir eins der englischen Beiboote, um ein Sprengkommando in diesem Boote zu dem Dampfer hinüber rudern zu lassen. Einen Teil der Engländer mußten wir während dieser Zeit aus dem Boot aussteigen lassen und zu uns an Bord nehmen, um den nötigen Platz für unser Sprengkommando in dem englischen Boot zu schaffen, nur die zum Rudern nötigen Engländer ließen wir unter Führung eines Schiffsoffiziers in dem Boote zurückbleiben. Als Letzterer gemerkt hatte, was wir beabsichtigten, erwachte auch in ihm der echte englische Sportsgeist. Sofort bat er, die Sprenggranate selber an dem Dampfer anbringen zu können, er wüßte die beste Stelle, wo das Schiff am verwundbarsten wäre und deshalb in kürzester Zeit versinken würde. Natürlich gestatteten wir ihm dieses Vergnügen nicht, denn auch uns war die Bauart derartiger Dampfer nicht unbekannt. Wir wußten alleine Bescheid, wo wir unsere Sprengbomben anzulegen hatten. In nicht allzulanger Zeit rissen sie in die Vorwand des schönen Dampfers „Crown of Castile" ein klaffendes Loch, durch das die Wassermassen gurgelnd in das Schiffsinnere hineinströmten. In hellen langen Streifen sich weit über das Meer hinziehend, floß sodann der schöne gelbe Hafer aus dem gleichen Loche heraus, und weithin sichtbar zog er sich in goldig glitzernden Fäden über die Oberfläche des Meeres dahin. — Noch lange, nachdem der Dampfer vollends von der Wasseroberfläche verschwunden war, legte der schöne auf den Wassern schwimmende Hafer Zeugnis ab von der wertvollen mit ihm in die Tiefe gesunkenen Ladung. Und ihr armen französischen Armeepferde, eure Nationen sind euch in der nächsten Zeit sicherlich etwas beschnitten worden!

An der an Bord unseres Bootes stehenden zirka vierzigköpfigen Besatzung konnten wir, wie auch sonst stets schon an den in die Nähe kommenden Bootsbesatzungen, Studien machen über das Menschenmaterial der jetzt auf englischen Schiffen zur See fahrenden Seeleute.

Ueber die Hälfte aller Leute bestand aus Chinesen, ein Teil waren Neger, dann folgten mehrere sichtbar nicht seemännisch ausgebildete Leute, die anscheinend nur zu Handlangerdiensten verwandt werden konnten, und schließlich war noch ein nur sehr geringer Teil wirklich guter Seeleute vorhanden, die zu den seemännischen Dienstleistungen benötigt wurden; ausgenommen natürlich die Seeoffiziere.

Wir hatten den absoluten Mangel an seemännischem Personal allerdings häufig auch schon früher aus der oft gänzlich unseemännischen Handhabung der Boote beim Zuwasserlassen wie auch bei dem späteren Rudern ersehen können.

Nachdem wir die Boote der „Crown of Castile" verlassen hatten, wollten wir endgültig den Rückweg nach Osten antreten. Bald sichteten wir auf unserem Kurse ein größeres Segelschiff, das wir schon von weitem als neutrales Schiff erkennen konnten. Wir hielten auf das Schiff zu, um es zur Aufnahme der Schiffbrüchigen des soeben versenkten Dampfers zu veranlassen. Ein sicherlich schlechtes Gewissen ließ aber auch diesen Segler bei meinem Sichten dazu verleiten, die Flucht zu versuchen. Selbstredend war es zwecklos; denn in kürzester Zeit waren wir bei ihm und bewogen ihn zum Beidrehen, um ihm in Ruhe unseren Wunsch mitzuteilen. Sichtlich war der übrigens gut deutsch sprechende Kapitän darüber erfreut, daß wir ihn selbst erst gar nicht untersuchen wollten, und versprach daher sofort, die Boote aufzunehmen.

Aengstlich hörte jedoch die an Deck geeilte Frau des Schiffsführers unserer Unterhaltung, die ihr wohl unverständlich blieb, zu. Hierbei flatterten ihre Haare, da sie sich keine Kopfbedeckung in der Eile mehr aufgesetzt hatte, lustig im Winde hin und her, und bald entfernte sich unter schallendem Gelächter unserer Leute ein guter Teil ihres Haupthaares mitsamt einem schönen Zopfe und einem — falschen Wilhelm und schwamm weiter auf den Fluten dahin. Kaum hatte sich die erste Freude hierüber gelegt, als der auf dem Turme am Steuerruder stehende Matrose mit gänzlich heiserer und anscheinend von Salz zugeklebter Stimme in die Worte ausbrach: „Die Oll'sche hat Angst!" was natürlich einen weiteren Heiterkeitsausbruch zur Folge hatte.

Ja, die Ollsche schien wirklich Angst zu haben, doch bald konnten wir sie von dieser Angst befreien, sobald wir den Segler hinter uns zurückließen, der gleich darauf an sein Rettungswerk ging, während wir in Ruhe unseren Rückmarsch fortsetzten.

Die Sichtweite unter Wasser durch die in die Panzerwand des Kommandoturmes eingeschnittenen Seitenfenster wechselt. Es ist selbstverständlich, daß wir in schönem, klaren Wasser auf hoher See weiter sehen als in trübem, schmutzigen Wasser, wie etwa in oder dicht vor unseren Flußmündungen. Außerdem beeinflußt die Art des Meeresgrundes die Sichtweite durch das Wasser. Dicht über einem hellen Sand kann man immer weiter sehen als über dunklem Schlickgrund oder schwarzen Felsen. In den oberen Wasserschichten spielt natürlich die Helligkeit der Luft eine gewisse Rolle. Sonnenschein macht sich viele Meter unter Wasser noch bemerkbar.

Immerhin ist die Sichtweite unter Wasser auch unter den allergünstigsten Umständen eine nur sehr geringe und reicht kaum über einige Meter hinaus. Helle, leuchtende Gegenstände sind weiter zu sehen als dunkle.

Niemals aber können wir selbst helle Gegenstände, die weiter von unseren Turmfenstern entfern sind als die äußersten Schiffsenden, unter Wasser sehen. Zumeist wird unter Wasser eine Sichtweite bis zu unserem Vor- oder Achterschiff nicht mehr vorhanden sein.

Es ist somit klar, daß wir niemals so weit sehen werden, um, durch den eigenen Blick gewarnt, uns begegnenden Schiffen, unter Wasser liegenden Wracks oder Steinen und sonstigen Hindernissen ausweichen zu können. Wir würden diese immer erst zu spät erblicken und müssen uns anders helfen.

Die Mannschaft sieht überhaupt während der ganzen Tauchfahrt nichts von allem, was im Wasser vorgeht. Nur der Kommandant hält oben im Kommandoturme ab und zu Rundschau mit dem Sehrohr, das auch ihm nur einen kleinen Sektor des Horizontes zeigt. Durch Herumdrehen des Sehrohrs vermag er nach und nach den ganzen Horizont abzusuchen. Diese Arbeit ist körperlich nicht ganz leicht, und bei langen Fahrten macht sich die Anstrengung recht bemerkbar. Die Sehrohre dürfen sich nämlich in ihren Führungen durch die obere Decke des Kommandoturmes nicht zu leicht drehen lassen, da sie sonst auf großen Tiefen nicht genügend gegen den Wasserdruck addichten würden. Die Dichtungen in diesen Führungen sind also stark angezogen. Es muß Mühe machen, die runden Sehrohre in ihnen herumzudrehen.

Wenn möglich, läßt der Kommandant daher bei gewöhnlichen ruhigen Uebungsfahrten, wenn die Nähe anderer Fahrzeuge kein Ausweichen nötig macht, wohl einen der Wachoffiziere oder den Steuermann zeitweise statt seiner diese Arbeit übernehmen. Melden läßt er sich aber, sobald irgend etwas gesichtet ist. Das will er selbst sehen und weitere Maßnahmen ergreifen.

Im Kriege, wie auch schon bei den Angriffsübungen im Frieden, darf der Kommandant nur allein diese Tätigkeit ausüben. Würde er außer sich noch jemand in der Nähe des Feindes hindurchschauen lassen, so müßte das Sehrohr überflüssig lange aus dem Wasser ragen und könnte das angreifende U-Boot verraten.

Ein hohes Maß von Vertrauen muß die Besatzung ihrem Kommandanten daher entgegenbringen, wenn sie ruhig und sicher bei der Tauchfahrt ihren schwierigen Obliegenheiten in dem Inneren des Bootes nachgehen soll. Der Kommandant allein sieht, was vorgeht, und die Mannschaft muß wissen, daß er gut aufpaßt und allen Gefahren zu begegnen weiß. Ich könnte mir nicht denken, daß ohne dieses Vertrauen in den Kommandanten ein U-Boot leistungsfähig wäre.

Auch der Dienst der Mannschaft während der Tauchfahrt erfordert Erziehung und Selbstbeherrschung. Wir wissen voll und ganz, daß es nicht leicht für sie ist, zumal in Kriegszeiten, ohne selbst etwas zu sehen, vom Kommandanten durch feindliche Gewässer geführt zu werden. Doch sie kennen sich gegenseitig, die ganze Besatzung eines kleinen U-Bootes. Vom Kommandanten bis zum jüngsten Matrosen und Heizer wissen sie, daß ein jeder an seiner Stelle der richtige Mann ist, und in diesem Gefühl versehen sie ruhig ihren Dienst.

Ein kleines Beispiel möge beleuchten, wie sehr es immer der Wunsch der Leute unten im Boot ist, auch einmal während der Tauchfahrt nach oben sehen zu dürfen.

Lange vor Ausbruch des Krieges sollte ein Heizer meiner Besatzung zur Entlassung kommen. Er hatte sich seinerzeit, ungefähr bei der Gründung unserer U-Boot-Waffe, freiwillig für diesen Dienst gemeldet und seine ganze dreijährige Dienstzeit auf dem ersten deutschen U-Boote abgeleistet. Er war ein prächtiger Kerl, dem man alles anvertrauen, auf den man sich in jeder Hinsicht, auch in schwierigster Lage, verlassen konnte.

Ungern sahen wir ihn daher scheiden; auch er selbst hatte oft geschwankt, ob er nicht seinen Zivilberuf opfern solle, um weiter auf Beförderung zum Deckoffizier zu dienen. Verhältnisse in seiner Familie ließen ihn aber den Gedanken aufgeben. Als einziger Sohn mußte er die Schlosserei seines schon kränklichen alten Vaters übernehmen.

An dem Tage vor seiner Entlassung machten wir noch eine längere Uebungs-Tauchfahrt. Ich fragte ihn, ob er noch einen besonderen Wunsch hätte. Ich hatte dabei gedacht, daß er noch einmal uns allen seine Geschicklichkeit zeigen wolle.

Doch nichts derartiges. Treuherzig bat er mich nur: „Herr Kapitänleutnant! Ich bin nun die ganzen drei Jahre auf einem Unterseeboot gefahren, aber ich habe noch niemals unter Wasser durch das Sehrohr gucken dürfen. Könnte ich das vielleicht einen ganz kurzen Moment einmal machen?" Sichtbar beglückt schaute er dann. Lange ließ ich ihn ruhig gewähren. Ueber die Oberfläche des Meeres sah er zum allerersten Male nach oben auf die weite, weite Wasseroberfläche, unter der er den größten Teil seiner dreijährigen Dienstzeit verbracht hatte.

Noch später schrieb er mir aus seiner Heimat, daß dieser Tag für ihn doch der schönste seiner ganzen Dienstzeit gewesen sei, und daß er niemals vergessen könnte, wie herrlich es doch wäre, so von unten über das Wasser hinaus sehen zu können.

Das kleine Erlebnis kennzeichnet den glühendsten Wunsch unserer Leute. Mich hat es darauf aufmerksam gemacht, eine wie große Freude, ich meiner Besatzung hierdurch leicht bereiten konnte. Wenn es sich bei Uebungsfahrten machen ließ, holte ich deshalb später mit der Zeit immer einen nach dem anderen herauf zu mir in den Kommandoturm, bis sie alle einmal unter Wasser durch das Sehrohr geschaut hatten.

Späteren U-Boots-Kommandanten kann ich nur raten, gelegentlich das gleiche zu tun. Die brave Mannschaft wird das stets dankbar empfinden.

Nur selten sehen wir bei den Tauchfahrten durch das Wasser Fische. Sie werden durch das Geräusch des an den Bootswänden vorstreichenden Wassers und durch das Lärmen der Schrauben aus unserer Nähe geschreckt. Der einzelne Fisch kann uns sehr schnell aus dem Wege gehen.

Anders ist es, wenn wir in große Schwärme von Fischen kommen. Diese können nicht so schnell ausweichen, da sie sich alle gegenseitig behindern. Versuchen tun auch sie es natürlich.

Verschiedentlich kamen wir in Herings- oder Sprottenschwärme, und niemals werden wir dieses schöne, herrliche, aber auch komische Bild eines durch uns aufgeschreckten Schwarmes von Fischen vergessen. In höchster Angst versuchen alle, aus unserer gefahrdrohenden Nähe zu entweichen. Jeder stößt hierbei an den Nachbar, und in allen Stellungen nach unten, nach oben, wie nach allen Seiten schwimmend, streben sie mit höchster Aufbietung ihrer Schwimmkraft danach, uns so bald als möglich zu entrinnen. Wie ein silbern-seidenes Tuch, durch das Wasser an uns vorbeigetragen, glitzert und funkelt das hellstrahlende Kleid eines solchen Fischschwarmes dann vorüber.

Einmal ist es mir nach solch einer Fahrt durch riesige Sprottenschwärme gelungen, die Fischer eines Ortes, von dem unsere Uebungsfahrten ausgingen, auf das Nahen der schon sehnlichst erwarteten reichen Fänge aufmerksam zu machen. Ihr ursprünglicher Aerger, daß wir ihnen die Fische mit den U-Booten verjagen würden, wandelte sich dann am nächsten Tage in große Freude, weil sie mit reicherer Beute als seit Jahrzehnten heimkehren konnten.

Liegen wir aber mit dem Boote auf dem Grunde des Meeres still, so ist es uns öfters vergönnt, dem Leben der Fische zuzuschauen. Kein Geräusch dringt dann nach außen, das die Fische in der Nähe abhalten könnte, den sonderbaren Eindringling in ihr Reich einer genaueren Musterung zu unterziehen.

Das durch die Fensterscheiben des Turmes in das Wasser hinausleuchtende Licht der elektrischen Lampen lockt von weitem die Fische, die mit verwunderten Augen zu uns hereinglotzen. Mißtrauisch müssen sie schon sein, denn meist kommen sie zunächst nicht bis ganz an die Scheiben der Turmfenster. Haben sie dann nichts Verdächtiges bemerkt, so wagen sie einen weiteren Vorstoß auf die Lichtquelle, bis sie nach einem harten Stoße ihres Kopfes an die Scheiben erschrocken das Weite suchen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das im Wasser brennende Licht die Fische ebenso anlockt wie der helle Schein der Laternen in der Luft Vögel und Insekten. Aus Gründen des Fischereischutzes ist es daher in vielen Ländern verboten, dem Fischfange mit unter Wasser leuchtenden Lampen nachzugehen. Das würden auch nur große Fischereigesellschaften mit Fischdampfern tun können und dadurch die kleinen selbständigen Fischer sehr benachteiligen. Auch wäre ein übermäßiges Abfangen von Fischen in einer Gegend zu befürchten.

Stundenlang kann man dem Spiel der Fische und auch dem Vorbeisegeln der Quallen im Wasser zuschauen. Man kommt sich vor wie in einem Aquarium, nur sind die Fische nicht in engen Kästen eingesperrt und können sich frei in der weiten See bewegen, während wir in dem Kasten drin sitzen und an unseren Platz gebannt sind. Allerdings brauchen wir dafür auch kein Eintrittsgeld zu bezahlen.

So gibt es bei unseren schönen Unterwasserfahrten des Interessanten genug zu sehen und zu erleben, auch geht es ganz lustig in „unserer Röhre" zu.

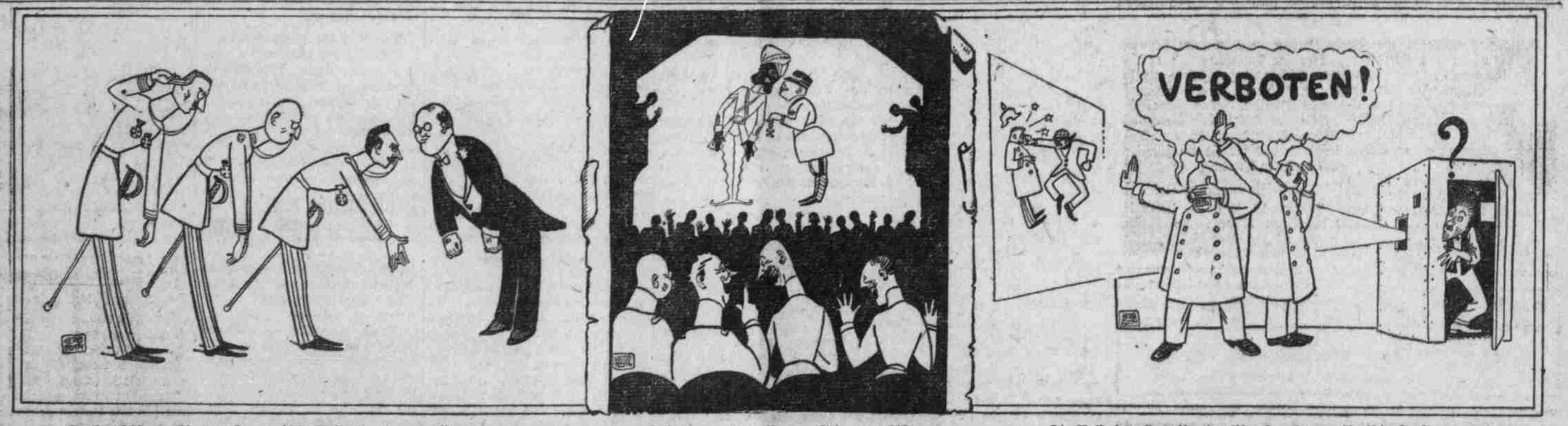
Dies ist eine Bezeichnung für unser Bootsinneres, das vollkommen kreisrund, also von Röhrenform ist.

Die runde Röhrenform ermöglicht es nämlich, bei einer verhältnismäßig kleinen Wandstärke dem größten Wasserdruck zu trotzen, da der Druck auf den runden Körper von allen Seiten gleichmäßig wirkt.

Die Kriegsverluste des englischen Adels. Eine ausführliche Aufzählung der Verluste, die der englische Adel bisher im Felde erlitten hat, findet sich in der Ausgabe 1916 von Debretts englischem Adelsalmanach. Auf 12 Seiten werden die Namen von 800 Mitgliedern des englischen Adels genannt, die in den Kämpfen gefallen sind. Fast 10 Prozent der bisher gefallenen englischen Offiziere gehörten dem Adelsstande an. In der Liste der englischen gefallenen Adeligen befindet sich auch ein Mitglied der königlichen Familie, der Prinz Maurice von Battenberg. Weiter sind 6 Peers genannt, 16 Baronets, 6 Knights und 7 Mitglieder des Parlaments, 164 der Gefallenen gehörten dem Orden der britischen Kavaliere an (order of chivalry), 95 sind Söhne von Peers, 82 Söhne von Baronets und 84 Söhne von Knights.

Der „Standard" gegen das Siegesgeschrei der „Allies". Mitte Februar schrieb der Londoner „Standard": In keinem Kriege noch war man so freigebig mit der Behauptung, daß man von schließlichem Siege überzeugt sei, wie jetzt auf Seiten der „Allies". Dabei läßt sich nicht wegleugnen, daß gerade die Regierungen, die sich am lautesten vernehmen lassen, die feindlichen Berichte vor dem eigenen Volke verbergen, während man in jeder deutschen Zeitung die amtlichen Berichte aus Frankreich, England und Rußland Wort für Wort lesen kann. Wir wollen nicht sagen, daß dem Vierverband jede Aussicht auf den schließlichen Sieg genommen ist. Wenn man dieses laute Geschrei aber psychologisch beurteilt, muß man doch einsehen, daß das Ausposaunen von schließlichem Sieg desto weniger Glauben findet, je lauter es wird.

— An der Ozeanküste Frankreichs hat man schon einen Wellendruck von 15,000 bis 18,000 Kilogramm auf den Quadratmeter beobachtet.



In Deutschlands Kientopp-Logen gibt's Anstand und exakte Verbeugungen. — Alles lacht, als Joffre den Schwarzen küßt. — Die Polizei zensiert, ist aber liberaler als amerikanische Zensoren.

(Photoplay Magazine.)

Filmzauber.

Skandinavien liegt in Amerika. — In Georgia, dem hiesigen Flimmer-Skandinavien, erregen „Stills" bösen Verdacht. — „A modern Thelma", eine romantische Liebesgeschichte des Nordlandes.

Wir kennen das Leben im amerikanischen Kino, vielleicht auch das Treiben im deutschen Kino, aber der Betrieb in den Lichtspielen der Zentralmächte während des Kriegs ist uns wahrscheinlich unbekannt und wenn wir ihn doch kennen, dann betrachten wir ihn vom „deutschen Gesichtswinkel", und den „american point of view" kennen wir nicht. Wie betrachtet nun so ein Amerikaner ganz durch die amerikanische Brille das Leben in den Kientöppen zur Kriegszeit? Die Antwort erteilt K. K. Kitchin in der nationalen Movie-Zeitschrift „Photoplay" in der er u. a. berichtet:

Berlin hat nur ein Unterhaltungsthema: den Krieg. Berlin hat nur einen Platz, wo es dieses Thema vergessen kann; die Lichtspiele, und auch dort nur auf eine Stunde oder so, weil Kriegsbilder einen Teil jeder Filmvorstellung bilden. In Wien oder Budapest, den Hauptstädten der Doppelmonarchie, wo der Ernst des Krieges das alltägliche Leben weniger tief beeinflußt, da lacht man noch laut über die alten Tricks der Filmkomiker. In Berlin dagegen lächelt man nur, weil im Zentrum der Kultur selbst das Vergnügen seriös genommen wird. Sogar in Brüssel vergißt der Belgier das Unglück, das mit den feldgrauen Heersäulen aus Osten kam, wenn er in den Kientopp zieht.

Zur Stunde, da der New Yorker sich zum Essen niedersetzt, beginnt in Berlin die erste Nummer der Lichtspiele. Halb nach sieben Uhr erfolgt spätestens der Beginn der Vorstellung, gewöhnlich surrt der Projektionsapparat um 7 Uhr. Der Berliner geht also mit leerem Magen, oder besser, ohne gespeist zu haben, in die Lichtspiele. Er hat seine Hauptmahlzeit am Mittag eingenommen und mit der Zeit des Abendessens nimmt er es nicht so genau.

An meinem ersten Abend in der Reichshauptstadt saß ich punkt 7 Uhr in einer Loge der Linden-Lichtspiele, eines Theaters, daß trotz seines imposanten Eingangs und der uniformierten Türwächter verhältnismäßig sehr klein und nach dem Muster unserer ersten „Movies" halbrund mit aufsteigenden Parketsitzen gebaut ist. An beiden Seiten ziehen sich Logen hin, und für 2.50 Mark hatte ich das Privileg, solch eine Loge mit drei monokeltragenden, eisenbekreuzten preußischen Offizieren zu teilen. Die Offiziere füllten die ganze Loge aus, erkannten aber die Notwendigkeit, mir Platz machen zu müssen, und sie taten dies mit exakten Verbeugungen und steinern höflicher Miene.

Einen Augenblick später intonierte das Orchester eine typisch deutsche Weise, die Lichter wurden abgedreht, und in Filmbuchstaben erschienen die Worte: „Sein schwierigster Fall" auf der Leinewand, eine Ankündigung, die mit erwartungsvollem Gemurmel vom Publikum aufgenommen wurde. Wie es bei uns in vielen Bildern üblich ist, wurden zuerst die Hauptdarsteller einzeln vorgeführt und nach dem Grade ihrer Popularität mit viel oder weniger Beifall begrüßt. Besonders lebhaft war der Applaus, als das Gesicht von Mia May, einem entschieden hübschen Mädel, gezeigt wurde, und als gar Max Landous eindrucksvolles Konterfei erschien, da gab es frenetisches Getrampel, lautes Klatschen und ein Gewirr von billigenden Worten. Der Film war eine ziemlich gute, deutsche Detektiv-Geschichte, dem ein amerikanisches Sensationsstücklein folgte, eine Eisenbahngeschichte, bei der die Liebhaberin des eingeschlafenen Telegraphisten eine Bahnkatastrophe dadurch verhindert, daß sich auf ein Pferd wirft und dem Zug mit ihrem Unterrock ein Warnungssignal gibt, — wir kennen ja Diese Sorte Bilder. Dieses amerikanische Bild war der einzige Film aus den U. S., den ich in ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn gesehen habe.

Nach diesen Bildern gab es Kriegsfilms, die heute die bedeutendste Rolle im deutschen Kinobetriebe spielen. Tatsächlich werden in verschiedenen Theatern Berlins ausschließlich solche Kriegsbilder gezeigt. So sah ich im Urania-Theater in der Taubenstraße „Die Kriegsschauplätze auf dem Balkan", ein hochinteressanter Film, der die Topographie des Balkans und die Stätten kürzlicher Kämpfe zeigte. Im Marmorhaus sah ich „Von den Karpathen bis Brest-Litowsk", eine bildnerische Darstellung des gewaltigen Kampfes bis zur Einnahme der Festung. Beide Häuser waren ausverkauft und im Publikum saßen viele Feldgraue, deren Bemerkungen und Ausrufe die Echtheit der Bilder bestätigten.

In den U. T. Lichtspielen der Friedrichstraße werden die besten Plätze für 2 Mark verkauft. Das Programm kostet 10 Pfennige und für das Ablegen der Garderobe wird ebenfalls ein Groschen berechnet. Das Kientopp-Vergnügen ist demnach im allgemeinen teurer in Deutschland, als in Amerika. Die Theater haben jedoch, weil die Klasseneinteilung schärfer ist, verschiedene Preise für verschiedene Sitze eingerichtet. Für den besten Platz sind zwei Mark zu bezahlen, Logensitze kosten eine Mark Zuschlag, und die billigsten Plätze sind selten unter 50 Pfennige zu haben. Soldaten und Kinder zahlen die Hälfte.

Aber zurück zur Vorstellung in den Friedrichstraße-Lichtspielen. Hier sah ich zum erstenmale Deutschlands Wandelbilder-Spaßmacher, Max Pallenberg, den deutschen Charlie Chaplin, der einen ihm an den Kopf geworfenen „Custard-Pie" mit dem gleichen Eclat seines angelsächsischen Bruders hinnehmen kann. Chaplin ist in Deutschland unbekannt, obgleich er ein Favorit in England und Frankreich ist. Ich sah Max in „Der rasende Roland", einer langen Reihe von Slapstick-Tricks, in der Charlie Chaplin vollständig zuhause gewesen wäre. Lautes Gelächter, das erste, das ich in einem Berliner Lichtspiel hörte, lösten die Pallenberg-Tricks aus, denen niemand Komik absprechen konnte. Aber ein hochdramatischer, ernster schwedischer Film, der folgte, wurde entschieden mehr geschätzt, wie ich aus der Konversation der Nebensitzenden entnehmen konnte.

Von Tag zu Tag spielen die Wandelbilder eine größere Rolle im Leben der deutschen Großstädter. Ein amerikanischer „Movie-Fan" ist überrascht über die große Zahl lehrreicher Reisebilder und Films von erzieherischem Werte. Dafür fehlen fast vollständig die billigen „Thrillers", mit denen die zweitklassigen Movies in Amerika überschwemmt sind. Die deutschen Wandelbilder stehen unter scharfer Aufsicht der Polizei, der die Gewaltstückchen von flimmernden Räubern wenig Freude bereiten. Dagegen sind viele Lichtbilder entschieden gewagter, als die von unseren eigenen Zensoren durchgelassenen, und trotzdem wird der gute Geschmack selten verletzt.

Sonderbarerweise spielen Wandelbilder lange nicht eine so wichtige Rolle in Wien und Budapest, als in Berlin. Obgleich Wien fast so groß wie Berlin ist, so ist es doch zweifelhaft, ob es nur ein Drittel soviel Wandelbildertheater hat. Die Eintrittspreise in der Kaiserstadt der Donau sind auch etwas billiger. Für eine Krone kann man sich in jedem Kino der österreichischen Hauptstadt einen Orchesterplatz erstehen. Im Wiener Operntino, einem der vornehmsten Tempel der Lichtbildkunst auf dem Opernring, sah ich interessante Vorstellungen. Offiziere fielen im Publikum besonders auf. Soldaten sah ich keine, weil die auf dem Balkon untergebracht werden. Man konnte sie aber hören; denn jedesmal, wenn Bilder ihrer Kameraden erschienen, legten sie mit einem tosenden Beifall los.

Die für zehn Heller verkauften Programme des Operntinos enthalten eine kurzgefaßte Inhaltsangabe der lustigen Stücklein, die dort gezeigt werden. Es fiel mir auf, daß jeder Besucher ein Programm kaufte. Es ist sogar charakteristisch für das europäische Wandelbilder-Publikum, erst zu lesen, was kommen wird.

Die hier gezeigten Reisebilder aus der Schweiz und aus Bulgarien werde ich nie vergessen können. Sie waren koloriert und von einer staunenswerten Schönheit. Hierauf gab es Kriegsbilder, bei denen auch die Kaiser und Heerführer gezeigt wurden, die mit stürmischem Beifall begrüßt wurden. Zu meiner höchsten Ueberraschung sah ich auch den König von England mit Earl Kitchener bei einer Review der Truppen. Das Publikum betrachtete sie mit respektvollem Schweigen und als gar General Joffre bei der Verleihung von Ehrenzeichen an Helden vorgeführt wurde, da hätte man sogar eine Nadel zur Erde fallen hören können. Als aber der General den Offizieren, denen er ein Abzeichen an die Brust heftete, Küsse verabfolgte, wurde das Schweigen gebrochen. Es fand sich nämlich ein Schwarzer in der Reihe, scheinbar ein Senegalese, und jeder im Zuschauerraum wunderte sich, ob Joffre auch ihn küssen würde. Ich hörte ein leises Kichern in verschiedenen Teilen des Hauses, und als Joffre schließlich zwei herzliche Küsse auf die Backen des Schwarzen pflanzte, da brach die ganze Gesellschaft in ein tosendes Gelächter aus.

Die Wiener sind leichtlebiger als die Berliner und sie nehmen den Krieg lange nicht so ernst. In Berlin ziehen Shakespeares Tragödien volle Häuser, während leichtere Sachen vernachlässigt werden. In Wien trifft genau das Gegenteil zu, und die frohen, amüsanten Operetten sind populärer denn je. Auch in den Wandelbilder-Theatern werden lustige Stücke entschieden bevorzugt. In Budapest besuchte ich zwei Kinos. In einem davon, das nur von der „besseren Klasse" besucht wird, Roman „Der Teufel". Dieser Film ist wohl der größte und bedeutendste, den Deutschland hervorgebracht hat. Von allen Hauptstädten des kriegsdurchbrausten Europas ist Budapest am allerwenigsten von der blutigen Tragödie beeinflußt. Das tolle Nachtleben wird ohne Unterbrechung fortgesetzt und alle Arten des Amüsements, eingeschlossen die „Movies", prosperieren stark.

Brüssel kann den Anspruch erheben, das Heim der enthusiastischsten Kinobesucher zu sein. Die ganze Stadt ist mit „Cinemas", wie man sie dort nennt, gespickt, und jedes einzelne davon ist von früh bis spät besetzt. Für diesen überraschenden Andrang gibt es wohl zwei Ursachen. Brüssel steht unter deutscher Herrschaft, und die Einwohner trauern über das Schicksal ihres kleinen Landes. Sie können es nicht über das Herz bringen, Dramen auf der Bühne anzusehen. Die Deutschen, die den Belgiern Kultur bringen wollen, haben in zwei Theatern deutsche Vorstellungen eingerichtet, die jedoch von den „Brusselois" vermieden werden. Und da die Opern geschlossen sind, und die reisenden französischen Künstlertruppen nicht nach Belgien gelangen können, so bleiben den Belgiern nur noch die „Cinemas" übrig, die auch den Vorteil haben, sehr billig zu sein, ein sehr bedeutender Umstand in dem vom Kriege betroffenen Belgien. Selbstverständlich werden alle in Brüssel gezeigten Films von den deutschen Militärbehörden zensiert, und doch fehlt es unter den Kriegsfilms nicht an französischen, englischen und russischen Bildern, die neben den siegreichen Teutonen gezeigt werden.